**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 5/4 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannisgasse 8.

**Filialen:**
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

**Extra-Beilagen** (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**Nr. 622.** **Freitag** den 6. December 1901. **95. Jahrgang.**

## Der Krieg in Südafrika.

### Der Typhus im englischen Heere.

Es hat noch keinen Krieg gegeben, in dem nicht mehr Menschenleben in Folge von Krankheiten als durch Waffen verloren gegangen wären, und der südafrikanische Krieg bildet von dieser Regel wahrlich keine Ausnahme. Kein Wunder also, wenn man sich gegenwärtig in England sehr mit dieser Frage beschäftigt. Unter den Büchern und Broschüren, die während der letzten Zeit über dieses Thema erschienen sind, hat eine kleine Schrift besonderes Aufsehen erregt, die den Titel: „Typhoid, the Destroyer of Armies and its Abolition" trägt und aus der Feder des englischen Militärarztes Dr. Leigh Canney stammt. Der Verfasser beweist zunächst zahlengemäß, wie es der Wissenschaft in den letzten fünfzig Jahren gelungen ist, die drei gefährlichen Krankheiten, die durch Genuß ungesunden Wassers entstehen, bezw. verbreitet werden, Typhus, Ruhr und Cholera, zurückzudrängen, und er zeigt dann, daß die Leitung der britischen Armeen selbst in den letzten Kriegen sich diese Errungenschaften der Wissenschaft nicht zu Nutze zu machen wußte. Nur im Aschantifeldzuge begann man zuletzt das Trinken von ungekochtem Wasser zu verbieten, und sofort verschwand der Typhus fast vollkommen. Dr. Canney sagt offen, wenn jetzt in Südafrika der Typhus wieder so schrecklich gewüthet habe, sei dieses lediglich die Schuld der Oberkommandirenden und des Kriegsministeriums. Man habe einfach keinerlei Vorsichtsmaßregeln getroffen und die Leute trinken lassen, wann und wo sie wollten, und das Alles, trotzdem man die Gefahr ganz genau kannte. Man habe nicht mehr Vorsicht angewandt, als im Krimkriege oder in den Kreuzzügen. Daß in den britischen Casernen sowohl in der Heimath als auch in den Colonien alle Vorsichtsmaßregeln befolgt werden, die von der Wissenschaft aufgestellt worden sind, und daß dadurch diese Krankheiten immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden sind, macht die Sache nur noch schlimmer; um so weniger hätte man diese Lehren im Kriege vergessen sollen. Die amtlichen Feststellungen ergeben, daß allein bis zum Ende des Jahres 1900 über 50 000 Mann durch Krankheiten kampfunfähig gemacht wurden, was man hätte vermeiden können, wenn man den Leuten nicht erlaubt hätte, ungekochtes Wasser zu trinken. Dabei sind nur die Soldaten mitgerechnet, die für die ganze Dauer des Krieges kampfunfähig wurden, während noch weit mehr sich zeitweilig in den Lazaretten befanden und so zum Mindesten die Bewegungen der Armee hinderten. Vor drei Jahren habe man sich nicht genug darüber wundern können, daß die Derwische in unsinniger Verzweiflung gegen einen Hagel von Blei stürmten; was werde man in fünfzig Jahren darüber denken, daß 50 000 Engländer schmutziges Wasser aus den Paardefluß tranken? Dr. Canney schlägt vor, daß sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten jedes Sanitätscorps eine Wasserabtheilung erhalten solle, deren Aufgabe es sein müsse, dafür Sorge zu tragen, daß, wo irgend möglich, nur gekochtes Wasser getrunken werde. Jeder Mann müsse beim Eintritt in das Heer über diese Verhältnisse unterrichtet werden, so daß ihm gar nicht mehr der Gedanke kommen könne, Wasser zu trinken, das nicht von dem Wassercorps untersucht worden sei.

* **Pretoria**, 5. December. („Reuter's Bureau".) Gestern wurden drei Boerenlager überfallen und dabei 250 Boeren zu Gefangenen gemacht, nämlich über 100 südwestlich von Ermelo, 93 in der Nähe von Rystroom im Waterberg-Distrikt, wo das überfallene Lager zu Beyer's Commando gehörte und 19 im nordwestlichen Transvaal, wo Liebenberg's Lager genommen wurde.

## Politische Tagesschau.

* Leipzig, 6 December.

Die Annahme, daß in der gestrigen Sitzung des **Reichstags** die Gegensätze schärfer auf einander platzen würden, als es an den vorangegangenen Tagen der Zolltarifdebatte geschehen war, hat sich als richtig erwiesen. Der Präsident mußte nicht nur häufig mahnen, die Redner nicht zu unterbrechen, sondern auch unparlamentarische Redewendungen rügen und zur Ordnung rufen. Den Löwenantheil an den Rectificationen trugen natürlich die Socialdemokraten, doch hatten diese die Genugthuung, daß auch ein conservativer Graf sich einen Ordnungsruf holte und außerdem den Vorwurf hinnehmen mußte, den Abg. Bebel durch einen Zwischenruf schwer provocirt zu haben. Herrn Bebel ruhig anzuhören, ist freilich eine überaus schwere Aufgabe. Das Alter scheint auf diesen Parlamentarier keinen mildernden und mäßigenden, sondern einen aufreizenden, erbitternden Einfluß auszuüben, und wenn dieser Einfluß sich noch steigert, so erlebt der Reichstag wohl noch Scenen, die ihm bisher erspart geblieben sind. Gestern hatte Herr Bebel einen besonders wilden und — blinden Tag. Was das Ausland gethan hat und thut, was insbesondere Amerika plant, um sich gegen den deutschen Export möglichst abzuschließen: von alledem wußte Herr Bebel nichts oder wollte es nicht wissen. Als wären allein auf der Welt und könnten nach Belieben handeln, als dürften unsere gesetzgebenden Factoren nach nichts Anderem als nach billigen Lebensmitteln trachten und nicht einmal fragen, ob wir Geld zum Kaufe selbst des billigsten Brodes haben, so begeisterte der socialdemokratische Redner die Väter der Vorlage und deren Befürworter der schnödesten Rücksichtslosigkeit gegen die wahren Interessen des Volkes und malte die Folgen, welche die Annahme der Vorlage haben müsse, in den schwärzesten Farben. Daß er recht angesehene schutzzöllnerische Mitglieder seiner eigenen Partei mit vielen Vorwürfen traf, kümmerte ihn nicht — und anscheinend kümmerte es auch diese Collegen nicht. Sie sollten ihm stürmischen Beifall, als ob er auch in ihren Namen und aus ihren Seelen spräche. Und in einer Hinsicht that er dies auch: er verursachte unsere ganze Staats- und Gesellschaftsordnung in den grauen Grund und erwarb sich dadurch auch bei den socialdemokratischen Schutzzöllnern Anspruch auf Anerkennung und Dankbarkeit. Seine gestrige Rede wird daher auf Tausenden in Millionen von Exemplaren verbreitet werden. Von den beiden anderen Rednern aus dem Hause, dem Antisemiten Vogel und dem bayerischen Conservativen Nißler, die sich im Wesentlichen auf den Boden der Vorlage stellten, machte nur der Letztere tieferen Eindruck auf die Hörer, weil es ihm gelang, die neuliche Behauptung Richter's über die Grundlosigkeit der Schilderungen von der Noth des Bauernstandes über den Haufen zu werfen; die Feststellung der Thatsache, daß in Bayern selbst die Freisinnigen der Erhöhung der Getreidezölle größtentheils zustimmen, schien selbst auf die Linke einigen Eindruck zu machen. Was die Vertreter des Bundesrathes betrifft, die gestern zum Worte kamen, so ist ihnen nachzurühmen, daß sie in durchaus übereinstimmender Weise sich äußerten und dadurch die immer wieder auftauchende Behauptung widerlegten, es fehle „oben" an der nöthigen Einigkeit. Besonders angenehm mußte die Erklärung des sächsischen Staatsministers v. Metzsch berühren, die sächsische Regierung dürfe nicht particularistisch handeln, sie müsse sich auf den im Interesse des Reiches richtigen volkswirthschaftlichen Standpunct stellen. Auch der preußische Finanzminister v. Rheinbaben sprach wirksam und widerlegte in glücklicher Weise eine Reihe von Behauptungen Bebel's. Zweifellos aber war unter den Regierungsvertretern der eindrucksvollste der neue preußische Handelsminister Möller, der sich zwar schon öfter außerhalb des Parlaments über die Tagesfrage geäußert hat, aber noch eine Antwort auf die Frage schuldig war, wie er als Handelsminister dazu komme, eine Stellung einzunehmen, die vielfach in Handelskreisen mißbilligt werde. Seine gestrige Rede war eine Antwort auf diese Frage und verdient schon deshalb hier nochmals skizzirt zu werden. Bezüglich der Grundsätze des neuen Tarifs wies der Minister darauf hin, daß für die darin enthaltenen Zollerhöhungen wesentlich auch die Berücksichtigung des Arbeitsinhalts maßgebend gewesen sei, für welche erst die Productionsstatistik die Grundlagen geschaffen habe. Unter diesen Gesichtspunct fallen namentlich die erhöhten Zölle für Maschinen. Die Unparteilichkeit und Gründlichkeit der Vorbereitung des Tarifentwurfs verdiene das höchste Lob. Die Reden der Linken zeigten, daß man sich auch dort der Macht der Verhältnisse beuge. Selbst der Abg. Richter scheine anzuerkennen, daß ohne Schutzzölle nicht auszukommen sei, und wenn der Abg. Gothein sich auf die Grundlage des bisherigen autonomen Tarifs stelle, so handle es sich ja nur noch um einen quantitativen Unterschied, nicht mehr um einen principiellen Gegensatz. Die Behauptung, daß erhöhte Getreidezölle den Abschluß von Handelsverträgen unmöglich machen würden, sei auf die Erfahrungen von 1891 nicht zu gründen. Damals sei der ermäßigte Getreidezoll weniger eine Concession an Oesterreich-Ungarn, als vielmehr eine innerpolitische Maßregel in Folge der ungewöhnlich gesteigerten Getreidepreise gewesen. Das in den folgenden Jahren — wiederum zufällig — eingetretene starke Sinken der Preise habe die agrarische Bewegung den Conflict hervorgerufen, für den ein Staatsmann einen Ausgleich suchen müsse. Die Politik der Freisinnigen sei eine chimärische. Sie würden eine Mehrheit für ihren Standpunct im Reichstage auch im Falle einer Auflösung nicht erlangen können. Als Gegenwirkung ihrer Haltung würden auf der agrarischen Seite Forderungen erhoben, die auch für die Regierung unannehmbar seien. Das Programm könne nur lauten: Schutz der Landwirthschaft bis an die Grenze, daß die Handelsvertragspolitik aufrecht erhalten werden kann. Es sei aber auf der anderen Seite doch eine zu primitive Auffassung wirthschaftspolitischer Verhältnisse, wenn man behaupte, die Zollerhöhung für Getreide drücke die Lebenshaltung der Arbeiter entsprechend herab. Die für die Bergarbeiter vorhandene Statistik der Lohnverhältnisse zeige seit dem Eintritt des Schutzzollsystems bis jetzt ein sehr erhebliches Steigen des Lohnes, der dem allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwunge des Landes gefolgt sei. Es sei also für den Arbeiter kein schlechtes Geschäft, wenn ein System, das Getreidezölle enthalte, ein für die Gesammtwirthschaft förderliches sei, und von dem vorliegenden Tarife dürfe man erwarten, daß er den Fortschritt der wirthschaftlichen Entwickelung günstig beeinflussen werde. Die Landwirthschaft dürfe jedoch nicht vergessen, daß sie an Bedeutung für die deutsche Nationalwirthschaft gegen die Industrie zurückgetreten sei, und in wie hohem Grade auch ihr Gedeihen von dem der Exportindustrie abhänge. Wenn der Abg. Gothein die an dieser direct oder indirect betheiligte Bevölkerung auf 38 Proc. berechne, so dürfte diese Ziffer noch zu niedrig gegriffen sein. Die bisherigen Zölle im Ganzen betrugen nur 9,4 Proc. des Werthes der Einfuhr, und zwar im Besonderen die Zölle auf Nahrungs- und Genußmittel 20,7, auf Fabrikate 10, auf Rohstoffe für die Industrie 1,3 Procent. Dieses Verhältniß sei doch zu beachten. Die Gründe für die Erhöhung der Getreidezölle dürfe indessen auch er, der Minister, in ihrem vollen Gewichte anerkennen. Der Handelsminister sei nicht dazu da, einseitig Handelsinteressen zu vertreten, sondern müsse die Interessen des gesammten Wirthschaftslebens im Auge haben. — Da noch einige zwanzig Redner sich zum Worte gemeldet haben, so ist nicht abzusehen, wie lange die erste Lesung des Zolltarifs noch dauern wird.

Als vor wenig Wochen die Presse des Freisinns in dem Genusse schwelgte, ausländische Zeitungsstimmen gegen die deutsche Zollpolitik auszuspielen, fand das führende Centrumsorgan ebenso scharfe wie zutreffende Worte gegen dieses Gebahren. Jetzt aber, wo russische Parlamentsblätter, die französische und die magyarische Hetzpresse in bestem Einklang mit der englischen Jingopresse den Breslauer Proceß ihrem ganz unmaßgeblichen deutsch-feindlichen Urtheile unterwerfen, jetzt sollen nach dem Verlangen der „Köln. Volksztg." jene ausländischen Stimmen Deutschland zu denken geben und die Erkenntniß erschüttern, daß die **preußische Polenpolitik** grundverkehrt sei. Mit einem derartigen Widerspruch in Bezug auf die Einschätzung ausländischer Urtheile begnügt sich aber die „Köln. Volksztg." nicht. Durch die weitere Behauptung, daß der Staat in der Provinz Posen unvergleichlich viel schärfer als in Elsaß-Lothringen und Nord-Schleswig vorgehe, verleugnet das führende Centrumsorgan vollständig die bisherige Centrumspolitik betreffs der Nordmark und der Westmark des Reiches. Denn das rheinische Centrumsblatt vergißt mit seiner eben erwähnten Behauptung, daß das Centrum die Politik der Ausweisungen aus Nord-Schleswig und die vorige Germanisirungspolitik überhaupt bekämpft hat. Als am 16. Februar 1899 Johannsen und Genossen wegen der Ausweisung dänischer Unterthanen interpellirt hatten, verurtheilte Herr Dr. Lieber am folgenden Tage alle gegen die Ausbreitung der dänischen Sprache getroffenen Maßnahmen und verwarf die Ausweisungspolitik mit den Worten: „Wir dürfen niemals eine wohlwollende und gerechte Behandlung der Ausländer außer Acht lassen . . .; man muß dem Fremden an der Nordmark sein gutes Recht lassen." — Was aber Elsaß-Lothringen anbetrifft, so vergißt die „Köln. Volksztg.", welche Stellung das Centrum zum Dictaturparagraphen einnimmt. Hierüber sprach sich im Namen des Centrums Graf von Hompesch in der Reichstagssitzung vom 4. März 1898 — um nur einer Erklärung des Centrums zu gedenken — dahin aus, daß seine Partei stets für die Aufhebung des Dictaturparagraphen eingetreten sei. Jetzt sollen die Ausweisungen aus Nord-Schleswig und die Herrschaft des Dictaturparagraphen in den Reichslanden mit einem Male im Vergleich zu der preußischen Polenpolitik ganz gelinde und bedeutungslose Dinge sein. Die Reibe der Widersprüche, in welche die „Köln. Volksztg." sich den Polen zuliebe verwickelt, ist aber hiermit immer noch nicht erschöpft. Nachdem das clericale Blatt erst vorgestern auf die deutschen Erfolge bei den — nach dem Breslauer Proceß abgehaltenen — Stadtverordnetenwahlen in mehreren Städten der Provinz Posen nachdrücklich hingewiesen hat, weil thatsächlich in Gnesen, Krotoschin und Wongrowitz die Polen nunmehr gänzlich aus der Stadtvertretung verschwunden sind, rechnet es dem Oberpräsidenten von Posen, v. Bitter, die Auffassung zum

## Feuilleton.

20]

### Die Marmorliebe.

Eine Hofgeschichte von Jean Bernard.

Nachdruck verboten.

Ein Diener trat ein und präsentirte eine Karte auf silbernem Teller: „Ferdinand, Graf v. Besan, Hofmarschall Sr. Hoheit des Erbprinzen Albrecht Alexander von H . . ."

„Ich lasse bitten", sagte der Fürst und wandte sich dann an seine Gemahlin: „Wie mag dieser deutsche Hofmarschall plötzlich in diese Gegend kommen? Ich erinnere mich, daß vor einiger Zeit einmal das Gerücht ging, ein Prinz von H . . . bemühe sich um Prinzessin Petrowna . . . Ah, das ist unser Besuch!"

Graf Besan trat ein und verbeugte sich.

„Sehr erfreut, Herr Hofmarschall."

„Durchlaucht, ich wollte nicht verfehlen, bei meinem kurzen Aufenthalte in hiesiger Gegend Ihnen meine Aufwartung zu machen!"

Der Fürst stellte seine Gemahlin vor, und bald entspann sich ein Gespräch, welches von Seiten des Hofmarschalls in geschraubt diplomatischer Weise geführt wurde, weil er fürchtete, sich bei den diffizilen Fragen des Fürsten bezüglich des Incognitos seines Herrn zu versprechen. Nach kurzer Zeit empfahl er sich, um draußen im Vorkhause zu warten, bis Otto Emdder seinen Auftrag ausgerichtet.

Das war bald geschehen; der Fürst, gutmüthig, wie er von Natur war, willfahrte dem Wunsche des Grafen, obwohl er davon etwas überrascht war, weil der Herr Hofmarschall den Grafen Bienheim gar nicht erwähnt hatte. Sollte . . .? Nein, für ein Mitglied der Geheimpolizei sprach der sogenannte Hofmarschall zu schlecht russisch. Der Fürst dachte bald nicht mehr daran, das bevorstehende Fest beanspruchte seine Aufmerksamkeit.

Die Festräume der Villa lagen im Parterregeschoß und waren aufs Herrlichste mit Blumen, Blattpflanzen und Sträuchern geschmückt; der wieder einigermaßen hergestellte Odysseus traf eben die letzten Anordnungen, als ein Diener auf ihn zutrat, um zu fragen, wo Seine Durchlaucht anzutreffen sei.

„Seine Durchlaucht waren eben noch hier; ich denke, der Fürst ist nach oben gegangen. Was wollen Sie denn?"

„Der Herr Graf von Bienheim ist bereits angekommen, obwohl es noch eine Stunde bis zum Beginn der Tafel währt. Er bittet, Seiner Durchlaucht gemeldet zu werden."

„Hm! Da sehen Sie nur im Arbeitszimmer nach, der Herr Graf liebt das Warten nicht."

Der Fürst saß wirklich an seinem Arbeitstische und sah die eingelaufenen Zeitungen durch, als ihm die Ankunft des Grafen gemeldet wurde. Er erhob den Kopf, als habe er nicht recht verstanden, er sagte jedoch nichts, obwohl er sich dachte, es sei doch noch eine Stunde Zeit; er nickte — und bald darauf stand der Graf vor dem alten Manne.

„Ah, das ist schön, Herr Graf", sagte der Fürst freundlich, „da können wir noch ein Stündchen gemüthlich plaudern. Nehmen Sie Platz, Cigarre gefällig?"

„Vorerst danke ich, Durchlaucht!" Gestatten Sie, daß ich stehen bleibe, da mein augenblicklicher Besuch einer ernsten Sache gilt."

„Ei, wahrhaftig, Sie sehen mit Ihren vielen Orden fast so ernst und feierlich aus, wie heute Nachmittag der Herr Graf, wie hieß er gleich, von Besan! Ein Cartellträger kann nicht ernster dreinschauen!"

„Wollen mich Durchlaucht anhören? Ich werde so kurz als möglich sein; das heißt, die Kürze meiner Rede richtet sich ganz darnach, wie Ewer Durchlaucht das aufnehmen, was ich zu sagen habe."

„Wahrhaftig, Sie haben auch den Hut noch in der Hand. Also ich höre."

„Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vor Allem vorstelle . . ."

„Oho, bester Graf", rief der Fürst und erhob sich besorgt, „was ist Ihnen denn; ich denke, wir sind alte Bekannte?"

„Sie kennen mich als Graf Bienheim, der ich auch bin, aber ich bin in Wirklichkeit noch mehr: ich bin der Erbprinz Albrecht Alexander von H . . . Warum ich gerade in dieser Stunde mein Incognito für Sie, Durchlaucht, lüfte, wird Ihnen gleich klar werden. Ich hatte in aller Form bei Ihnen um die Hand Ihrer Nichte, Prinzessin Berowna Tscherkinsa, Durchlaucht — an."

Der alte Fürst mußte sich an der Stuhllehne stützen, das hatte er nicht erwartet; es verstrich eine Zeit, bis er sich soweit gefaßt hatte, um wenigstens etwas zu sagen:

„Zwei schwerwiegende Thatsachen haben Sie gelassen ausgesprochen. Die erste glaube ich Ihnen natürlich aufs Wort, die zweite, Ihre Liebe zu meiner Nichte Berowna, nicht minder; allein über die Hand der Prinzessin habe ich nicht allein zu bestimmen, sondern außer Berowna selbst, auch Seine Majestät. Es liegen da eben so eigenthümliche Verhältnisse vor, die zum Theil in der Abstammung der Prinzessin väterlicherseits begründet liegen, und Ihnen allem Anscheine nach . . ."

„. . . bekannt sind", ergänzte der Prinz mit größter Ruhe den Satz.

„So, bekannt? Wohl durch die Prinzessin selbst?"

„Jawohl, Durchlaucht."

„Sie haben mit Berowna bereits gesprochen?"

„Ich versicherte mich ihrer Neigung, ehe ich diesen Schritt unternahm."

„Meine stolze Berowna sollte . . ."

„Wenn Sie es bezweifeln, Durchlaucht, so ersuche ich dringend darum, die Prinzessin selbst zu befragen."

„Das soll geschehen, Hoheit. Alles nach Recht und Billigkeit!" — Der Fürst klingelte und herrschte den erschienenen Diener an: „Ich lasse Ihre Durchlaucht Prinzessin Tscherkinsa sofort hierher bitten, aber sofort!" — Der Diener eilte, und nach einigen Minuten rauschte Berowna ins Zimmer in voller Festtoilette, schön und stolz wie eine Göttin.

„Aber, Onkelchen, was giebt es denn? Ich bin knapp mit der Toilette fertig . . . Ah, Herr Graf, entschuldigen Sie, ich sah Sie nicht sogleich."

„Ich begrüße Sie, Durchlaucht, in aller Ergebenheit! Ihr Herr Oheim wünscht mit Ihnen zu sprechen."

„Ah, lieber Onkel, was ist denn?"

„Dieser Herr hier ist Seine Hoheit der Erbprinz Albrecht Alexander von H . . ., Graf von Bienheim und . . . Nun, müssen Sie mir draufhelfen. Hoheit . . ."

„Graf von Helmborn und Herzog Frazzilo, und so weiter", scherzte der Prinz.

Berowna verneigte sich förmlich.

„Seine Hoheit haben es für gut befunden, sich unter einem bescheideneren Titel in unser Haus einzuführen . . . Seine Hoheit haben soeben in aller Form um Deine Hand angehalten. Was hast Du darauf zu antworten? Ich sagte Seiner Hoheit, daß es vor Allem auf Deinen Willen ankomme. Also, bitte, antworte! Oder willst Du die Antwort verschieben?"

„Nein, nein", sagte Berowna plötzlich eifrig. „Ich erkläre es als meinen festen und ernsten Willen, die Werbung Seiner Hoheit des Erbprinzen von H . . . von Herzen gern anzunehmen!"

„Also doch!"

„Aber, Onkelchen, Du bist plötzlich so ernst, betrübt Dich meine Zustimmung? Freut Dich mein Liebesglück nicht?"

„Liebesglück! Ihr Beiden träumt von Liebesglück und weißt nicht, daß in der Nähe eines Thrones meist kein Liebesglück blüht; doch das habt Ihr mit einander zu tragen. Ich kann nur meine Warnung Ausdruck geben. Sollte sie in den Wind geschlagen und trotz aller Hindernisse eine Verbindung angestrebt werden, so muß ich doch hauptsächlich betonen, daß Du, Berowna, nach dem Hausgesetze der Gallitschins und Sorizins bei einer Heirath mit einem Ausländer der in Rußland gelegenen Güter verlustig gehst; es müßte denn sein, daß die Gnade Seiner Majestät hierin anders verfügte, was ich jedoch nicht glaube."

„Wir haben bereits darüber gesprochen", sagte Berowna leise.

„Ich habe um die Hand Berowna's angehalten, Durchlaucht, nicht um Ihre Güter", fügte der Prinz hinzu.

„Schön, also darüber ist auch schon gesprochen worden. Wie steht es jedoch mit Ihren Angehörigen, Hoheit; wissen dieselben um Ihr Vorhaben? Bedenken Sie Ihre hohe Stellung!"

„Mein Herr Vater weiß nichts von meinem Schritt, ich hoffe jedoch . . ."

„Sie hoffen, Hoheit? Hoffen Sie nicht zu viel; in diesem Puncte pflegen regierende Herren keinen Spaß zu verstehen . . ."

„Ich aber noch viel weniger", versetzte der Prinz ernst und bestimmt. „Ich liebe Berowna, und sie wird meine Gemahlin mit oder ohne Einwilligung meines Herrn Vaters. Im letzteren Falle bin ich entschlossen, auf die Thronfolge zu verzichten und in russische Dienste zu treten. Meine Güter in Italien machen mich finanziell von H . . . unabhängig. Dies werde ich auch in kürzester Zeit Seiner Majestät in geeigneter Weise erklären. Und nun, Durchlaucht, bitte ich um Ihre gütige Entscheidung. Nicht wahr, Berowna, dann soll Durchlaucht unser Vater sein!"

„Ja, Frazzilo, wie er der meine schon lange war!"

„Ihre Erklärung, Hoheit, ist ehrenhaft und männlich, ach, und trotzdem, wenn ich an Ihren Herrn Vater denke, überschleicht mich eine Wehmuth sondergleichen. Der einzige Sohn, die Hoffnung des Landes . . . . Mein theurer Prinz, ist es Ihr ernster, fester Wille?"

„Ich pflege nur einmal etwas zu betheuern."

„Hoheit, so nehmen Sie dieses Mädchen, das mir mehr ans Herz gewachsen ist, als ein eigenes Kind sein könnte; nehmen Sie Berowna, unser Alles, und seien Sie glücklich, indem Sie diese holde Wesen glücklich machen. Meinen Segen haben Sie!" Frazzilo und Berowna küßten sich und umarmten dann den alten Herrn, ihn stürmisch küssend.

„Und dürfte ich noch um eine Güte bitten, theurer Vater?"

„Und die wäre?"

„Daß heute bei dem Festmahle unsere Verlobung verkündet wird!"

SLUB
Wir führen Wissen.